

Cecilia Bartoli triumphiert mit Kunstverstand über Bellinis „Norma“

Wagnis einer Diva

Die Erwartungen im bis auf den letzten Platz ausverkauften Dortmunder Konzerthaus waren hoch. Ebendort gab Cecilia Bartoli, quirliger Mezzo mit Hang zu barockem Randrepertoire, ihr mit Spannung erwartetes Debüt als Norma. Eine Rolle, die sofort an einen Namen denken lässt: Maria Callas. Denn die legendäre Jahrhundert-sängerin war es, die die Oper für die Bühne wiederentdeckte und über mehr als eine Dekade imperial beherrschte – keine Partie hat sie öfter verkörpert. Natürlich verbietet sich ein Vergleich von vorneherein, denn unterschiedlicher können zwei Sängerinnen kaum sein. Nicht zuletzt, weil sie in verschiedenen Fächern

zu Hause sind. Ein Einwand, den La Bartoli nicht gelten lässt, indem sie auf Giuditta Pasta verweist, die Künstlerin, der Bellini die Rolle der Druidenpriesterin auf den Leib komponiert hat und die nach heutigem Verständnis wohl als Mezzosopran einzustufen ist.

Damit hat Cecilia Bartoli zweifelsohne Recht; ob ihre eigene Stimme aber allein deshalb einer Rolle gewachsen ist, die die große Lilli Lehmann einmal als schwieriger als alle drei Brünnhilden zusammen bezeichnet hat, blieb abzuwarten. Und schon vor dem ersten Ton musste man dieses „Experiment“ als Wagnis betrachten. Ein Wagnis, dessen sich die Mezzosopranistin absolut bewusst war. Ihr konzentrierter Auftritt im ersten Akt, dem ersichtlich eine gehörige Portion

Anspannung beigemischt war, bewies es. Zusätzlich hat es Bellini mit seiner Interpretin nicht gerade gut gemeint, denn gleich zu Beginn steht die berühmteste Arie der Oper auf dem Programm, die elegische „Casta Diva“, mit ihren weitgespannten Melodiebögen, wie sie nur Bellini aufs Papier zaubern konnte und die jedes kleinste Flackern der Stimme sofort verraten; gefolgt von der Funken sprühenden Caballetta, einer Tour de Force für jede Koloratursängerin.

**In ihren
ersten Auftritt
mischt sich neben
Konzentration
auch Anspannung**

Und bereits hier beginnen die Probleme, denn weitgeschwungene Legatobögen sind nicht gerade die große Stärke der Bartoli. Vielmehr macht die Stimme einen unruhigen, oft auch flackrigen Eindruck, den sie in den rasenden Koloraturen eines Händel oder Scarlatti gekonnt in Ausdruck verwandelt, der hier aber nicht dazu beiträgt, die beschwichtigende Atmosphäre des silbrigen Mondlichtes zu evozieren, die Norma in ihrer Antrittsarie beschwört. Sichtlich wohler fühlt sie sich mit dem Passagenwerk der Caballetta, auch wenn ihre ganz eigene Technik bei schnellen Skalen eher den Eindruck erweckt, als würden die einzelnen Töne aus der Kehle geschüttelt als nahtlos auf einer Schnur aufgereiht.

Und noch eine zweite Eigenart der Stimme wird hier deutlich, die bei ihren Barockinterpretationen nicht so sehr ins Gewicht fällt: das rechte eigentlich sehr begrenzte Volumen, das Lautstärke gerade

jenseits eines Mezzoforte kaum zulässt. Zudem reagiert die Stimme äußerst empfindlich auf Druck, verliert dabei an Glanz und auch Tragfähigkeit im Raum. Nicht selten entsteht so der merkwürdig widersprüchliche Eindruck, dass die wunderbar intonationssicher gesetzten Piani raumgreifender klingen als die mit Willenskraft ertrotzten Spitzentöne.

Doch Bartoli wäre nicht Bartoli, würde sie aus der monumentalen Titelpartie nicht ihr ganz eigenes Ding machen – und das hat durchaus seinen Reiz. Und so schlägt sie schon mit den ersten Worten „Sediziose voci, voci di guerra“ einen ganz anderen Ton an als Maria Callas, die Norma am Anfang mit heroischen Tönen ausstattet und aus der Priesterin eine Figur von archaischer Größe macht. Bartoli hingegen besinnt sich ganz auf ihre Stärke, und das sind eher die leisen Stellen. Wo die berühmte Vorgängerin mit der ganzen schneidenden Kraft ihrer Stimme auftrumpft, setzt sie ganz auf Pianoeffekte und Zwischentöne, verleiht Norma damit gleichsam einen ganz anderen Charakter. Hier haben wir keine stolze Führerin des Volkes, sondern eine Person des öffentlichen Lebens, die von ihren ganz persönlichen Problemen gepeinigt wird. Immer dann finden Bartoli und die Rolle am besten zusammen, wenn sich die menschliche Seite Normas nach außen kehrt, bei dem geplanten Mord an ihren Kindern oder der Zwiesprache mit Adalgisa. Das ist oft bewegend und berührend, doch fehlt der Figur an den exponierten Stellen deutlich Statur, bei

den emotionalen Tiraden gegen Pollione oder den aufrührerischen Passagen am Ende der Oper. Nicht selten geht Bartolis kleine Stimme im Orchesterklang völlig unter. Dabei sind auch die restlichen Partien nicht mit stimmlichen Schwergewichten besetzt, ganz im Gegenteil. Hervorzuheben ist vor allem John Osborn als Pollione, der von Beginn an mit großer Intensität ein Rollenporträt zu erschaffen vermag. Mit Abstrichen auch die Adalgisa von Rebeca Olvera – in den Koloraturen bisweilen unsauber und mit sehr leichter Stimme, die aber optimal mit Bartolis Mezzo verschmilzt. Und: Endlich stimmt die Relation der beiden Frauenstimmen, von denen Adalgisa das ju-

gendlichere Timbre besitzen muss. Michele Pertusi als Oroveso hingegen ist über seinen Zenit wohl etwas hinaus.

Nicht unerwähnt soll die Leistung von Thomas Hengelbrock und seinem Balthasar-Neumann-Ensemble bleiben, die der Partitur ungewohnte Farben abgewinnen und als Interpreten kongenial neben die Sänger treten. Für die frühromantische Oper mit dem Primat der Gesangsstimme und oft simplen Orchesterbegleitungen sicher nicht selbstverständlich. Auch der Balthasar-Neumann-Chor erweist sich (vor allen in den Frauenstimmen) als vorzüglich, kompakt und doch durchhörbar. Wann hört man schon mal derart präzise Crescendi und eine solche Flexibilität.

Was bleibt also am Ende dieses konzertanten Abends? Viel Sympathie für eine Sängerin, deren Stimme ihrer künstlerischen Neugier oft im Wege steht, Respekt für die Bewältigung einer großen Aufgabe mit Technik und Kunstverstand und eine Interpretation, die in ihrer ganzen Andersartigkeit ein neues Licht auf ein vermeintlich bekanntes Stück wirft. Aber es bleiben auch begründete Zweifel, Zweifel daran, ob die Kluft zwischen Anforderung der Rolle und den Möglichkeiten der Stimme nicht doch zu groß ist. Daher wird der Abend wohl das bleiben, als was er ursprünglich gedacht war: ein schönes, aber einmaliges Experiment.

Björn Woll

Die Besetzung (v. r. n. l.): Michele Pertusi (Oroveso), Rebeca Olvera (Adalgisa), John Osborn (Pollione), Cecilia Bartoli (Norma), Thomas Hengelbrock (Dirigent), Tansel Akzeybek (Flavio) und Irène Friedli (Clotilde)..



Foto: Mark Wohlrab/Konzerthaus Dortmund